

Tipps zum **Internationalen Dokumentarfilmfestival**, das noch bis zum 24. Mai läuft

Keine Babes an Bord

„Maiden“ ist ein bewegender Film über die erste Frauen-Crew beim härtesten Segelrennen der Welt

Der schwere Himmel ist dunkelgrau, Sturmböen peitschen riesige Wellen über die raue See, tosender Wind übertönt fast die Worte aus dem Off: „Du bist allein, ohne Hoffnung, falls etwa passiert.“ Besser könnte man auf einen Katastrophenfilm nicht einstimmen.

Aber nicht in die Katastrophe führt der Film, sondern einmal um die Welt, in einer Segeljacht. „Maiden“ von Regisseur Alex Holmes begleitet die Crew auf dem gleichnamigen Boot beim härtesten Rennen der Welt, dem Whitbread Round the World Race. Ein Männerwettkampf. Bis Tracy Edwards 1989/90 mit einer reinen Frauenmannschaft dabei sein will. Um jeden Preis.

Das wird ihr extrem schwer gemacht. Die Crew findet keinen Sponsor, wird bestenfalls belächelt. Doch Tracy Edwards lässt sich nicht entmutigen, drei Jahre lang. Vor allem, wenn man in Rückblenden von Tracys Biografie erfährt, klingt das wie ein Märchen. Und das ist es ja auch. Tracy nimmt nicht nur teil, sie zieht das gesamte Rennen durch, gewinnt zwei Etappen – und das auf ei-



Tracy Edwards (links) schaffte es mit ihrer Frauencrew gegen alle Widerstände zum härtesten Rennen der Welt.

Foto: Dok.fest

nem Boot, das viel kleiner ist als die meisten anderen.

Alex Holmes zeigt das alles unaufgeregt – das Rennen ist schon aufregend genug – und schafft es dennoch, Spannung aufzubauen. Der Film erzählt chronologisch mit alten Aufnahmen den langen Weg bis zum Start und den abenteuerlichen Verlauf des Wettsegelns. Dazwischengeschnitten sind Interviews aus der Gegenwart

mit den damaligen Protagonisten. Das gibt dem Film eine schöne Dynamik; gleichzeitig sind die Szenen von heute mit ruhig erzählenden Menschen ein guter Gegenpol zu den unruhigen Archivaufnahmen.

Denn da geht es oft zur Sache. Das ist kein sonniges Segeln auf dem Chiemsee. Das ist raue See, Eiswind im Südpolarmeer, ein Leck an Bord, die Konkurrenzcrew, bei der zwei

Männer über Bord gehen und einer stirbt. Naturgewalten – und der Zuschauer mittendrin. Bei manchen Szenen könnte man schon vom Anschauen seekrank werden.

Und dazwischen: Der erste Sieg, die „Maiden“ gewinnt die gefährlichste Strecke durch das Südpolarmeer. Und während nach der Ankunft die Männercrews von den Reportern nach Taktik, Technik und Sport ge-

fragt werden, geht es bei den „Babes“ eher um feste Freunde und Zickenkrieg, der doch bestimmt an Bord herrscht.

Schön ist, dass auch die männlichen Journalisten und Segler von damals zu Wort kommen – und zugeben: Wir dachten, dass die Mädchen die erste Etappe eh nicht schaffen. Dann: Wir dachten, der Sieg ist ein glücklicher Zufall. Erst als sie eine zweiten Etappe gewin-

nen, wird die weibliche Crew für voll genommen. Mehr noch: Sie wird gefeiert.

Die damalige Crew der Maiden, heute gestandene Frauen, erzählt sehr offen von Problemen, von schönen Momenten, von Erschöpfung, von unbändigem Ehrgeiz. Manches Mal sieht man Tränen in ihren Augen. Und zum Rennen kam immer noch der Kampf darum, ernstgenommen zu werden. Bitter kommt da beim Zuschauen die Erkenntnis: Viele Reporter würden einer Frauenmannschaft heute noch dieselben Fragen stellen. Und in vielen Sportarten – und nicht nur da – haben es Frauen noch immer genauso schwer.

Da ist der Moment umso schöner, als Tracy Edwards die Auszeichnung „Yachtsman of the Year“ bekommt, als erste Frau. Und der Zuschauer ist vermutlich genauso so ergriffen wie die Mannschaft, als die „Maiden“ ein paar Meilen vor dem Ziel in Southampton, das Konkurrenzschiff uneinholbar vor ihnen, von zig Booten mit winkenden Fans in den Hafen eskortiert wird. Es ist egal, dass sie nicht gewinnen – sie sind die Crew der Herzen! Im Film heißt es: „Wenn alle immer geglaubt hätten, wenn man ihnen sagte, das schaffst Du nicht – wo wäre die Menschheit heute?“ Eben!

Katrin Filler

Gespräch mit Protagonisten am Sonntag, 21 Uhr, unter www.dokfest-muenchen.de

Den Tiger lackieren

Für das kulturelle Erbe: „The Second Life“ schaut drei Präparatoren bei ihrer Arbeit zu

Einen Bild-Band über die Kunst von Michelangelo hat Maurizio Gattabria aufgeschlagen. Besonders gefällt ihm beim Durchblättern des Buches, wie viel Aufmerksamkeit Michelangelo den Händen seiner Schöpfungen widmete, wie expressiv er sie gestaltete! In aufwendiger Kleinstarbeit präpariert Maurizio, Chef-Tierpräparator des Naturhistorischen Museums in Rom, eine Orang-Utan-Dame, inszeniert sie theatralisch. Mit der einen Hand hält sie sich fest, mit der anderen weist sie von sich weg, der Zeigefinger ausgestreckt, wie bei Michelangelo.

Gleich drei renommierte Tierpräparatoren begleitet Regisseur Davide Gambino in seinem Dokumentarfilm „Second Life“ durch ihren Alltag, wobei sie alle drei gerade einem großen Ziel entgegenstreben: In Salzburg finden die Europameisterschaft der Präparatoren statt. Dort wollen Maurizio Gattabria aus Rom, Robert Stein aus Berlin und Christophe de Mey aus Brüssel die Juroren mit ihren Werken überzeugen. Dabei geben sie den Tieren ein „zweites Leben“: Im leblosen Zustand kann der Mensch sie noch einmal in aller Ruhe betrachten.

Dass die Tiere dabei, nach lebenslanger Gefangenschaft im Zoo, nach ihrem Tod auch noch zu Schau-Objekten degradiert werden, lässt Davide Gambino nicht unerwähnt. Vielmehr verleiht er der Orang-Utan-Dame nachträglich eine Stimme, lässt sie aus dem Off darüber reflektieren, was die Menschen

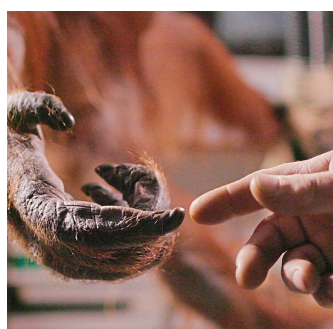
mit den Tieren alles anstellen. „Was für ein bizarres Wiedersehen!“ beklagt da die Orang-Utan-Dame, ausgestellt mit anderen Tieren in Salzburg. „Kein Wasser, kein Blatt, nicht ein Luftzug. Nur Stille.“

So wirkt das fast, als ob der Film mit der Profession seiner Protagonisten auch ganz schön hadert. Könnten wir die Tiere nicht einfach in Ruhe lassen? Gleichzeitig hat das Trio, jeder für sich, einen ganz eigenen Charme: Skurril-manisch wirkt es etwa, wie Christophe de Mey sich für einen Show-Auftritt bis in die lackierten Krallen in einen Tiger einzufühlen versucht, sich in der Vorbereitung sogar einen Tiger in die Haut tätowieren lässt. Und Robert Stein ist im Vogelschutz aktiv, ja, er verbringt mehr Zeit mit den Vögeln als mit seinem Mitmenschen, verrät uns die Orang-Utan-Erzählerin.

Etwas Eigenbrötlerisches haben die Präparatoren, dabei treibt sie vor allem die Liebe zu den Tieren an. Sie verstehen sich als Hüter und Bewahrer und betreiben ihr Kunsthandwerk, Schritt für Schritt von der Kamera eingefangen, mit fast schon michelangeloesker Hingabe.

Michael Stadler

Kontingent begrenzt auf 350 Karten.



Wie bei Michelangelo. Foto: Dok.fest



Cheryl schlägt sich bei Uber durch.

Foto: Dok.fest

Ausgeträumt

„The Disrupted“ erzählt mit drei Protagonisten vom schweren Überleben in den USA

Immer positiv bleiben! Das Scheitern als Chance begreifen! Diese mit dem „American Dream“ verbundenen Floskeln, dieses „Immer weiter, immer weiter“ – Denken aller Hindernisse zum Trotz fällt vielen US-Amerikanern im Mittelstand immer schwerer.

Das zeigen an Hand von drei Beispielen die Regisseure Sarah Colt und Josh Gleason in ihrem Film „The Disrupted“ auf.

Die Protagonisten sind dabei treffend gewählt, bilden sie doch in puncto Region und Berufsfeld einen erheblichen Querschnitt des Landes der mittlerweile sehr begrenzten Möglichkeiten ab. Donn aus Kansas, ein knorriger Farmer in fünfter Generation droht aufgrund der fallenden Preise der Verkauf seines Landes.

Cheryl hat wie so viele nach der Lehman Brothers Pleite umgesattelt und schlägt sich in Florida als Uber-Fahrerin durch – mit einem Lohn von 200 Dollar für 80 Wochenstunden. Der vorbestrafte Fabrikarbeiter

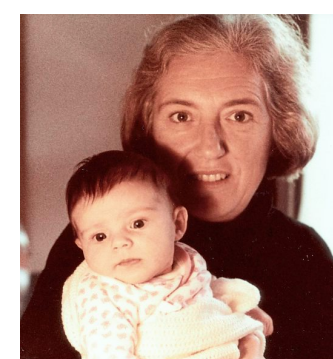
Die Stille durchbrechen

Susanne Kovács ergründet in „It Takes a Family“, was der Holocaust in ihrer Familie angerichtet hat

Ich bin keine wichtige Person, meint die Großmutter. Aber du bist wichtig für mich, entgegnet die Enkelin. Während die hochbetagte Frau, Eva, über die Zeit im Konzentrationslager Mauthausen schwärmen will, bohrt die junge – Susanne Kovács, die Regisseurin von „It Takes A Family“ – immer wieder nach, lässt sich nicht abwimmeln, auch wenn die Oma mitunter gute Argumente hat. Was der Holocaust angerichtet hat, lässt sich nicht filmen, das steckt im Innern, sagt Eva und äußert sich dann doch immer wieder vor der Kamera und in Telefongesprächen, die aus dem Off eingestreut werden.

Noch leben Menschen, welche die Gräueltaten der Nazi-Zeit überstanden haben und davon erzählen können. Das Dok.fest hat sieben Werken, in denen Holocaustüberlebende zu Wort kommen, sich sogar tanzend ausdrücken (wie im Eröffnungsfilm „The Euphoria of Being“), eine eigene Reihe gewidmet. Es ist dabei vor allem die Generation der Enkel, die, selbst schon in der Mitte des Lebens, nachfragt, während die direkten Nachkommen, eingeteilt zwischen eben diesem neugierigen Nachwuchs und den eigenen, oftmals schweigsamen Eltern, noch unmittelbarer von den Traumata betroffen sind und lieber nicht mehr nachhaken wollen.

Susanne Kovács durchbricht in „It Takes a Family“ die Stille und öffnet in einer stark verdichteten Film-Stunde den



Eva und Enkelin. Foto: Dok.fest

Blick auf die komplexe Situation ihrer Familie: Ihr Vater stammt aus einer ungarisch-jüdischen Familie, von der viele Mitglieder von den Nazis ermordet wurden. Susannes Mutter hingegen kommt aus einer deutschen Familie, deren männliche Mitglieder zum Teil für die Nazis kämpften. Es wundert daher nicht, dass Peters Eltern starke Vorbehalte hatten, als sie erfuhren, dass ihr Sohn eine Deutsche heiraten möchte. Peters Vater war ein besonders boshafter, verbitterter Mann – was auf viel stärkere Traumata hinweist, als es alle zugeben möchten.

Dass die Regisseurin als kleines Kind für zwei Wochen zu den Großeltern väterlicherseits geschickt wurde und dort Dinge gesagt bekam, die sie völlig überforderten, macht sie ihrem Vater heute zum Vorwurf: „Wie konntest du das zulassen?“ Gerade die Kamera verleiht Susanne Kovács offenbar Kraft, solche Dinge anzusprechen. Bei ihrer unermüdlichen Aufklärungsarbeit, für die sie viele Fotos und altes Filmmaterial eingehend zurate zieht, schaut man ihr gebannt und gerührt zu.

Michael Stadler

Kontingent ist auf 500 Tickets begrenzt

DOK.FEST-INFOS

Tickets & mehr

Bis zum 24. Mai zeigt das Dok.fest 121 Filme, die man nur online sehen kann. Das kostet pro Film 4,50 Euro – oder 5,50 Euro, wenn man den Solidaritätsaufschlag für die Partnerkinos City/Atelier, Rio und Maxim zahlt. Der Festivalpass für alle Filme kostet 50 Euro. Die meisten Filme sind die ganze Zeit verfügbar, einige unterliegen Beschränkungen.

Alle Infos unter dokfest-muenchen.de